Im

Schuldbuch des Hasses

Von Georges Ohnet.

(2. Fortsetzung.)

„Das Schlimmste!“ preßte der Doktor zwischen den Zähnen hervor. Und laut sagte er: „Wir müssen ihn zu mir hinauftragen, damit ich ihn verbinden kann, wie es sich gehört. Holt mir rasch eine Matratze herunter, mit einer Leiter können wir eine Tragbahre herstellen.“

„Nein, nein,“ röchelte Girani, „Sie sehen doch selbst, daß es zu Ende geht... Ums Himmels willen, quälen Sie mich nicht mehr!“

„Dann also nur eine Matratze, damit wir ihn bequemer legen können,“ befahl Houchard den Freunden.

Ploerne lehnte abgewandt an einem der Pfeiler des Schuppens und wartete. Als Listel zu ihm zurückkehrte, fragte er kurz und rauh: „Nun?“

„Er kann höchstens noch eine Stunde leben. Gehen wir ins Haus; hier kannst Du nicht bleiben.“

Ploerne blickte sich nach seiner Mütze, von der ein zerrissener Fetzen Tuch herunter hing. Als er sich entfernen wollte, trat Doktor Houchard auf ihn zu und hielt ihn zurück.

„Er möchte Sie noch sprechen, ehe er stirbt. Kommen Sie, diese letzte Bitte dürfen Sie ihm nicht abschlagen.“

Ohne ein Wort der Erwiderung schritt der Kapitän dann allein auf den Verwundeten zu. Dieser lag auf Decken ausgestreckt, mit dem Todesschweiß auf der Stirn und mit eingesunkenem Munde, in den letzten Zügen.

„Was wünschen Sie noch von mir, mein Herr?“ fragte Ploerne sehr ernst.

„Daß Sie mir die Hand reichen!“ stöhnte der Sterbende.

„Es sei, aber zuerst sollen Sie erfahren, was ich Ihnen vor den Andern nicht auseinandersetzen konnte. Von jenen jungen Mädchen, auf die beide der Verdacht, den Sie in mir wachgerufen haben, fallen muß, ist die eine meine Braut, und ich liebe sie mit der ganzen Kraft meiner Seele. Ermessen Sie daraus das Unheil, das Sie angerichtet haben. Ich beschwöre Sie... ich flehe Sie an.... lassen Sie mich nicht in der gräßlichen Ungewißheit, die mich fast aufzehrt! Erlösen Sie mich von meiner Qual und sprechen Sie! Welche haben Sie gemeint: Therese.... oder Lydia.... Wollen Sie, daß ich Ihnen diejenige nenne, die ich liebe?“

Girani schüttelte den Kopf; über sein fahles Gesicht breiteten sich schon die bläulichen Schatten des Todes. „Nein,“ erwiderte er leise.

„Wollen Sie mich denn zur Verzweiflung bringen?“ begann er aufs neue. „O, haben Sie Erbarmen mit mir! Welche ist rein? Welche ist die Unwürdige? Lassen Sie mich nicht beide verdächtigen! Zwingen Sie mich nicht, sie fragen, sie kränken zu müssen! Welche ist es? Lydia oder Therese?“

Wie er so über jenen, der von seiner Hand starb, geneigt stand, schien der Kapitän der Besiegte, der Verscheidende. Seine Blicke ruhten mit einem verzehrenden Feuer auf den entfleilten Zügen des Italieners und forschten darin gierig nach einem kleinsten Zeichen, nach einem Beweise, nach einem Strahle der Wahrheit; aber über Giranis Lippen huschte nur ein schmerzliches Lächeln, und als Ploerne nochmals in ihn drang, murmelte er: „Ich darf es nicht.“

Seine Augen traten aus den Höhlen, die Lider öffneten sich weit, als sähe er plötzlich ein unerwartetes Schauspiel vor sich. Er stieß einen tiefen Seufzer aus und regte sich nicht mehr. Er war gestorben und sein Geheimniß hatte er mit hinübergenommen.

Der Kapitän fuhr zurück, selbst so blaß wie der Todte.

„Es ist zu Ende!“ wandte er sich an die Freunde. Dann reichte er Listel seine zerrissene Mütze hin.

„Nimm meine Mütze und gib mir die Deine,“ sagte er mit schrecklicher Ruhe. „Ich muß noch heute zum Admiral, denn morgen will ich abreisen.“

Und während er den drei andern Kameraden der Reihe nach die Hand zum Abschiede schüttelte, fuhr er fort: „Ich bin euch ein recht schlimmer Gast gewesen und habe euch den Tag gründlich verdorben! Verzeiht!“

Um den Ausweg gewinnen zu können, mußte er an Girani vorbei. Noch einmal sah er nach ihm hin, als hoffe er von dem Todten zu erfahren, was der Lebende ihm verweigert hatte. Ausgestreckt, die Hände über die Brust gefaltet, als bete er, lag der Marquis da, weniger blaß, als während seiner kurzen Agonie. Er schien über den ewigen Traum, den er träumte, zu lächeln. Ploerne neigte sich langsam über ihn, machte das Zeichen des Kreuzes und ging.

Als er ins Haus zurückgelangt war, zog er seinen Mantel an, schnallte den Säbel um, und während er sich auf die Straße begab, murmelte er noch vor sich hin: „Was er mir nicht gesagt hat, müssen mir nun wohl die Mädchen selber sagen!“

Zweites Kapitel.

Die Familie de Saint-Maurice stammt von der Insel Martinique. Unter Ludwig XVI. betheiligte sich der Chevalier de Saint-Maurice als Schiffslieutenant an einem Kriegszug nach den Antillen, wurde von seinem Admiral in Fort de France ans Land gesetzt und zum Kommandeur der Zitadelle der Stadt ernannt. Als der Jüngste in der Familie besaß er nur wenig Vermögen, um so freigebiger hatte ihn Mutter Natur ausgestattet. Mit seinen äußeren Vorzügen eroberte er sich das Fräulein Hermine de Genestas und durch eine Heirath mit ihr wurde er einer der reichsten Grundbesitzer auf der Insel. Nachdem er seinen Abschied genommen hatte, ließ er sich auf seinen herrlichen Plantagen nieder, wo er der Stammvater eines adligen Geschlechtes wurde.

Ziemlich stark von philosophischen Ideen durchsetzt, denn die jüngeren Söhne waren stets als minder Bevorzugte in der Familie etwas revolutionär angehaucht, regte sich Herr de Saint-Maurice nicht besonders über den Umsturz auf, der Frankreich fast aus den Fugen und den König ums Leben brachte. Er übersandte seinem Vater und seinem ältesten Bruder, die als Emigranten in Deutschland hart unter dem Druck der Verhältnisse zu leiden hatten, große Summen Geldes. Er wetterte nicht gegen die Thronbesteigung Napoleons und nannte ihn niemals verächtlich Bonaparte. Als die Engländer im Jahre 1809 die Kolonie angriffen und nahmen, kämpfte er tapfer und wurde für seine patriotische Aufopferung mit dem Kreuz der Ehrenlegion ausgezeichnet. Während der Besetzung leistete er seinen Landsleuten durch sein diplomatisches Verständniß bedeutende Dienste, die nicht wenig dazu beitrugen, den Inselbewohnern das feindliche Joch zu erleichtern. Die Regierung der Restauration fand ihn im Besitze einer ungeheuren Popularität und war klug genug, ihn zum Gouverneur der zurückeroberten Insel zu ernennen. Dieser begüterte, von Erfolg gekrönte Mann starb hochbetagt und hochgeehrt im Jahre 1840, von Enkeln umgeben und allgemein von den Weißen wie von den Schwarzen betrauert.

Mit Herrn de Saint-Maurice schien auch das Glück den häuslichen Herd der Familie verlassen zu haben. Die schlecht geleiteten Plantagen verloren an Werth. Einer der Söhne ging nach Europa, nachdem er seinen Antheil an den Besitzungen zu Geld gemacht hatte, und schon nach kaum dreißig Jahren war dieses einst so glänzend dastehende Geschlecht zur Mittelmäßigkeit herabgesunken. Auf der Insel Martinique gab es nur noch eine Frau de Saint-Maurice, eine Wittwe mit ihrer fünfzehnjährigen Tochter, die in Fort de France ein Haus bewohnte und ziemlich bescheiden von einer Rente von etwa zwanzigtausend Franken lebte.

Die Ereignisse des Krieges von 1870 waren fast spurlos an den beiden Frauen vorübergegangen, da die Insel von der deutschen Marine nicht bedroht wurde. Madame de Saint-Maurice führte dasselbe ruhige Leben unter der Republik weiter, das sie unter dem Kaiserreich geführt hatte, als ein Brief aus Europa all ihren Plänen mit einem Schlag eine ganz andre Richtung gab.

Ihre Schwester, die Wittwe eines reichen Bankiers in Paris, lag auf dem Todtenbett und richtete sterbend die Bitte an sie, sich ihrer einzigen Tochter anzunehmen, die als Waise und ohne Anverwandte väterlicherseits zurückblieb. Die gute Frau de Saint-Maurice, die ein sehr weiches Gemüth und keinen zwingenden Grund hatte, der sie in Fort de France zurückgehalten hätte, zögerte keinen Augenblick und schiffte sich schon nach vierzehn Tagen mit ihrer Tochter und einer mulattischen Dienerin, Namens Leila, nach Europa ein.

Als sie in Paris anlangte, fand sie die Schwester, die sie wiederzusehen gehofft hatte, nicht mehr unter den Lebenden, und nur ihre in Trauer gekleidete Nichte empfing sie. Das junge Mädchen hatte sich schluchzend in die Arme ihrer Tante geworfen, die ihr eine Fremde war, zu der sie sich aber vom ersten Moment an hingezogen fühlte, und Lydia, in der sie bereit war, eine Schwester zu sehen, hatte sie zärtlich geküßt. Dann hatten sich Madame de Saint-Maurice und ihre Tochter behaglich in der mit großem Luxus ausgestatteten Villa eingerichtet, die Madame Letourneur in nächster Nähe der Champs Elysees, in der Avenue Hoche, hatte erbauen lassen.

Schon am folgenden Tag hatte Lieutenant Ploerne, ein tüchtiger, im Marineministerium angestellter Offizier, den Damen seinen Besuch abgestattet. Graf Raimond von Ploerne, der Sproß eines alten Adelsgeschlechtes aus der Bretagne, war der Jugendgespiele Letourneurs. Der Bankier, Thereses Vater, hatte sich des Neffen seiner Frau aufs eifrigste angenommen, als er, von seiner Familie getrennt, die in ihrem Schloß in der Bretagne weilte, nach Paris aufs Gymnasium gekommen war, um sich für die Kriegsschule vorzubereiten. Herr Letourneur hatte ihm sein Haus geöffnet, in dem er wie ein eigener Sohn ein und aus ging, hatte seinen Einfluß geltend gemacht, um Raimond überall zu fördern und ihm seine am Anfang so schwere Karriere zu erleichtern. Er verschaffte ihm einige Seefahrten von Vorthesl unter dem Kommando von Offizieren, deren Fähigkeiten ihnen die Aussicht auf die höchsten Ehrenstellen versprachen. So hatte Raimond Beschützer gefunden, die sich dauernd für ihn interessirten und ihm, so oft es möglich war, die Gelegenheit boten, sich hervorzuthun.

Dank dieser Bevorzugung hatte der junge Graf sich mehr als einmal auf harte Proben gestellt gesehen, denn diese wetterfesten Seemänner schonten andere nicht mehr als sich selbst und erinnerten sich ihrer Getreuen ebenso gut, wo es Gefahren zu überwinden, als wo es Begünstigungen zu ertheilen galt. So war es gekommen, daß Ploerne, der einfache Fähnrich, dem Admiral Jaureguiberry als Adjutant zugetheilt wurde und ihn von Orleans bis Le Mans begleitet hatte. Immer im Feuer, immer im Schnee, vom Pulverdampf geschwärzt, im strömenden Regen erstarrend, schlug er sich Tag und Nacht während jenes heldenmüthigen Rückzugs, wo die Chanzysche Armee todesmuthig und unbesiegbar den kriegerischen Geist Frankreichs verkörperte.

Lieutenant Ploernes Zukunft war aus dem unheilvollen Feldzug geschärft hervorgegangen, denn man hatte ihn im Feuer zu sehen Gelegenheit gehabt. Ebenso kalt wie entschlossen besaß der blonde junge Mann mit den blauen Augen die ausdauernde und besonnene Tapferkeit der bretagnischen Rasse. Er war im Kampfe nicht minder gelassen, als im Feldlager, verlor nie den Kopf und führte Befehle mit einer solchen Genauigkeit aus, daß der Admiral in den kritischsten Situationen — und wahrlich, es hat deren nicht wenige gegeben — zu sagen pflegte: „So, Ploerne ist dort? Dann bin ich ruhig!“

Raimond war nach jeder seiner Fahrten anhänglich und liebevoll zu seiner Tante Letourneur zurückgekehrt und hatte stets eine väterliche Aufnahme bei dem reichen Finanzier gefunden. Als Ploerne das Erbe seiner Eltern antrat, war ihm der Bankier bei der Anlegung seines Vermögens behilflich, und mit dreißig Jahren besaß der junge Mann, dessen Bedürfnisse sich auf das Bescheidenste beschränkten, eine Rente von zweimalhunderttausend Franken. Seine Kousine Therese, an der er mit brüderlicher Zuneigung hing, war ein reizendes Kind von sechzehn Jahren, die von ihrer Mutter streng religiös erzogen wurde und deren sanftes und liebes Wesen zu Hochherzigkeit und Edelmuth neigte. Sie war einer jener Charaktere, die, unerbittlich gegen sich selbst, um so nachsichtiger gegen andre sind. An dem Tage, da ihre Mutter starb, wurde sie von einem Mystizismus erfaßt, der Raimond ernstlich beunruhigte. Er allein stand Therese zur Seite und beweinte Madame Letourneur ebenso aufrichtig, wie wenn sie seine eigene Mutter gewesen wäre. Aber Therese starre Ruhe, die sich der Auffassung zuneigte, das Loos ihrer Mutter, die nun zur Rechten des Heilands saß, beneidenswerther zu finden, als ihr eignes, und ihre religiöse Ueberschwenglichkeit ängstigten ihn. Nicht daß er ungläubig gewesen wäre. Die Einsamkeit zwischen Himmel und Wasser, der Anblick der Unendlichkeit, das Gefühl der menschlichen Ohnmacht befestigen im Seemann den Glauben. Er ist in jedem Moment dem Tode zu nahe, um nicht auf Gott zu bauen. Raimond hatte seine festen Grundsätze, aber es würde ihm dennoch großen Schmerz verursacht haben, wenn Therese, um sich der Religion ganz in die Arme zu werfen, der Welt entsagt hätte.

Eines Tages führte er eine Aussprache mit ihr herbei, nachdem sie vom Kirchhof zurückgekehrt war, wohin sie seit dem Tode ihrer Mutter täglich fuhr. Er veranlaßte sie, sich mit ihm in den hinter der Villa gelegenen Garten zu begeben und sich dort mit ihm auf eine Bank zu setzen.

„Du beunruhigst mich, Therese,“ begann er. „Du suchst Trost für Deinen Schmerz in einem Gedankengang, der mir ungesund zu sein scheint und den Deine Mutter, davon bin ich überzeugt, nicht gutgeheißen hätte. Du bist zu kleinmüthig. Du mußt mit mehr Ergebung und Klarheit die Leiden des Lebens auf Dich zu nehmen, und zwar als das, was sie sind: eine harte Prüfung, die uns auferlegt wird und der wir uns nicht entziehen dürfen.“

„O, Raimond,“ stammelte das junge Mädchen unter Thränen, „begreifen Sie denn meine Muthlosigkeit nicht und den Wunsch, den ich habe, einen moralischen Halt zu finden, der mir meine Seelenruhe wiedergibt?“

Das junge Mädchen redete Ploerne mit „Sie“ an, während er sich nie hatte dazu bringen können, ihr gegenüber, die er von klein auf kannte, das vertrauliche „Du“ abzulegen.

„Erstens bist Du gar nicht allein,“ sagte Raimond, „so lange ich bei Dir bin; das heißt meine Zuneigung zu Dir schlecht verstehen, wenn Du sie für gar nichts zählst. Und dann weißt Du doch auch, daß Deine gute Mutter kurz vor ihrem Tode an Deine Tante de Saint-Maurice geschrieben und daß diese sich entschlossen hat, nach Frankreich überzusiedeln. In ihr wirst Du eine wohlwollende und milde Beschützerin finden, und ihre Tochter, die ungefähr in Deinem Alter ist, wird Dir eine Gefährtin sein. Kannst Du der Zukunft an ihrer Seite nicht ein wenig rosiger entgegensehen?“

„Gerade diese beiden Unbekannten machen mir ja Angst,“ erwiderte Therese leise. „Ihre Ankunft regt mich mehr auf, als sie mich tröstet. Wer sind sie, was sind sie und was werden sie wollen?“

„Nichts werden sie wollen, was Du nicht selber willst. Du bist vollständig unabhängig und Herrin Deiner selbst mit dem bedeutenden Vermögen, das Dir Deine Eltern hinterlassen haben.“

„Den ganzen Reichthum wollte ich gern opfern, um den Armen und Leidenden Linderung zu gewähren und um ihnen ihr Loos zu erleichtern. Ich fühle mich so weltverloren, so trostlos und hoffnungslos, daß ich nur zu Füßen Gottes wieder werde glücklich sein können.“

„Kind, wir sind überall zu Füßen Gottes,“ erwiderte Ploerne; „man braucht nicht barmherzige Schwester zu werden, um Gott nahe zu sein. Augenblicklich bist Du ganz urtheilsunfähig. Du gehst in einem Uebermaß von Empfindsamkeit ins Extrem, was Dein Kummer entschuldigt, wenn auch nicht erklärt. Ich bin Dein einziger Anverwandter und habe deshalb die Pflicht, aufrichtig mit Dir zu sein. Deine Pläne sind ganz und gar nicht rathsam. Ein Mädchen in Deiner Lage faßt keinen Entschluß, wie Du ihn Dir ausdenkst, ohne reiflich darüber nachgedacht zu haben. Also keine Exaltation, kein Himmelwärtsstreben.... Kehre zur Erde zurück und sei vernünftig. Du weißt, daß ich ein ebenso guter Katholik bin, wie einer, und gewiß nicht so mit Dir spreche, um Deinem christlichen Glauben entgegenarbeiten zu wollen, sondern um Dich in ruhigere Bahnen zu lenken. Jedenfalls mußt Du Deine Tante abwarten, ehe Du eine Entscheidung trifftst. Es wäre sehr tadelnswerth von Dir, wenn Du anders handeln wolltest.“

Therese hatte diese brüderliche Ermahnung mit gesenktem Köpfchen hingenommen. Thränen, die sie nicht mehr zurückhalten konnte, flossen ihr die Wangen herab, und ihre Hände bewegten sich zitternd, als sie erwiderte: „Ich werde thun, was Sie von mir verlangen, Raimond; ich fühle, daß Sie recht haben und daß meine Mutter, wenn sie noch lebte, mir verbieten würde, den Schleier zu nehmen. Glauben Sie aber ja nicht, daß die Ankunft meiner Tante de Saint-Maurice und ihrer Tochter Lydia günstig auf meinen Seelenzustand einwirken wird.... alles deutet mir darauf hin, daß mir nichts Gutes aus deren Gegenwart erblühen wird.“

„Alles?“

„Ja, alles — meine Ahnungen und meine Träume sagen es mir.“

„Deine Träume?“

Therese erröthete und blickte verlegen zur Seite.

„Es ist dumm von mir, daß ich mit Ihnen darüber gesprochen habe,“ sagte sie nach einer kleinen Pause, „Sie werden sich über mich lustig machen.“

„Warum nimmst Du dies an? Ist es je meine Gewohnheit gewesen, über etwas, was Du mir anvertraust, zu lachen? Erzähle mir doch, vor was Deine Träume Dich warnen,“ fragte er nicht ohne einen Anflug von Neugierde.

„Schon mehrmals, seitdem ich weiß, daß meine Tante die Insel Martinique verlassen wird, um dauernd in Frankreich zu leben, wurde ich von einer Traumvision gequält, und zwar immer von derselben. Ich sah ein Schiff, das in den Hafen einfuhr, ein schwarzes, unheimliches Schiff, aus dem drei Frauen ans Land stiegen: Madame de Saint-Maurice, Lydia und die Mulattin, die sie begleiten wird. Ich wollte zu ihrer Begrüßung hinzueilen, konnte mich jedoch nicht von der Stelle bewegen und war unfähig, ein Glied zu rühren. Da kamen sie mir entgegen, und mit jedem Schritt, den sie sich näherten, wurde es finsterer und finsterer um mich, während mir jede Energie fehlte, zu handeln, als ob das Erscheinen der drei Frauen alles in mir gelähmt und untergraben hätte. Sie traten in mein Haus ein und ließen sich behaglich nieder. Die Jüngste unter ihnen, die Lydia sein mußte und die schwarzes Haar und schwarze Augen hatte, rief mir mit spöttisch verzagenem Munde entgegen: „Von nun an ist dies unser Heim. Wir werden Dir alles nehmen, was Dein ist; Du sollst weder Reichthum noch Liebe besitzen. Ich lege Beschlag auf den Antheil an Glück, den Dir das Leben gewährt.“

„Und die Mulattin zeigte mit einem schrecklichen Lachen ihre langen, mordgierigen Zähne. Meine Tante gab mit einem Nicken des Kopfes ihre Zustimmung zu meinem Elend und wiederholte: „Dein soll ihr Antheil an Glück im Leben sein!“ Kaum hatte sie ausgesprochen, als sie alle Drei meinen Blicken entschwanden und ich nur noch von dichten Nebeln umgeben war. Weit ab in der Dunkelheit leuchtete es hell auf, und als ich, von dem Scheine angezogen, durch das Stöhnen und Klagen unsichtbarer Wesen hindurch, jenem Lichte nachstrebte, konnte ich allmählich einen Altar unterscheiden, über dem sich ein strahlendes Kreuz erhob. Dann vernahm ich in der plötzlich eingetretenen Stille den Chor himmlischer Stimmen, und lieblicher Gesang, dessen Worte mir galten, entzückte mein Ohr: „Zu Füßen des Herrn allein wirst Du Ruhe und Frieden finden, fern von den Stürmen, den Leiden und Ungerechtigkeiten der Welt. Da wartet Deiner weder Enttäuschung, noch vergebliches Sehnen. Allem Niedrigen entrückt, wirst Du in ewiger Seligkeit athmen. Und das Leid, das man Dir zufügte, wird sein, als wäre es nie gewesen.“ Ich ging wie in einem Freudentaumel, und all mein Fürchten, all mein Grämen schwand vor dieser göttlichen Begeisterung dahin.“

Das junge Mädchen blickte ernst zu Raimond auf, und als sie ihn fast nachdenklich ihrer Traumvision lauschen sah, fuhr sie fort: „Glauben Sie mir, mein lieber Freund, ich habe mir redlich Mühe gegeben, diese Bilder zu verscheuchen und mich ihrem Einfluß zu entziehen. Aber fast jede Nacht kehren sie mit grausamer Aufdringlichkeit wieder. Immer ist es derselbe beängstigende Anfang und immer dasselbe versöhnende Ende. So kam es, daß meine Gedanken in jene Bahnen geriethen und daß ich Frieden und Glück nur noch in einem Verzicht auf alles Irdische und in einer Aufopferung meines ganzen Seins erhoffe.“

„Woher kommt denn aber nur,“ fragte Raimond erstaunt, „diese Voreingenommenheit Deinerseits für jene Frauen, die Du gar nicht einmal kennst und die in ihrer Handlungsweise gegen Dich nur von den besten Absichten geleitet werden können?“

„Ich weiß es nicht; deshalb ist es aber doch so, und ich sage es Ihnen, ohne es erklären oder ergründen zu wollen.“

„Gibt irgend etwas in den Briefen Deiner Tante oder in einer Thatsache, die man Dir von ihr erzählt hat, eine Veranlassung, die man als Ausgangspunkt für Deine Einbildungen ansehen könnte? Denn es sind einfach Einbildungen, liebes Kind, weiter nichts.“

„Das mag wohl sein und ich wüßte nichts, was meine Befürchtungen begründen könnte. Meine Tante hat mir nur ein einziges Mal geschrieben, und da war ihr Brief voll Güte und Freundlichkeit für mich. Ich habe nie irgend etwas über sie oder ihre Tochter gehört, was mir Abneigung einflößen könnte. Und dennoch habe ich Angst vor ihnen, und ich sage Ihnen, jene Warnung kommt von oben.... Sie tadeln mich, weil ich sie nicht zurückdränge, wer aber will mir nachweisen, daß sie nicht auf Wahrheit beruht und daß ich nicht klüger handeln würde, wenn ich ihr Folge leistete?“

„Kind, später kannst Du ja thun, was Du willst, aber für den Augenblick stehst Du unter meiner Obhut. Deine Mutter hat Dich mir anvertraut, und ich wünsche nicht, daß sich irgend etwas in Deiner äußeren Lage verändert, bevor Deine Tante hier ist. Du weißt Wort zu halten. Willst Du mir versprechen, daß Du Dich vorher nicht binden wirst?“

„Ich verspreche es.“

„Das ist recht. Und nun laß uns zum Essen gehen; wir werden eben gerufen.“

Sie kehrten zusammen ins Haus zurück, und das Thema wurde nicht mehr zwischen ihnen berührt. Schon in der darauffolgenden Woche kam Madame de Saint-Maurice mit ihrer Tochter und der Mulattin in Paris an. Kein bedrohliches Warnungszeichen begleitete ihre Ankunft: Der Landauer, der sie brachte, war nicht schwarz und die Pferde hatten nichts geheimnißvoll Schauerliches an sich. Lydia umarmte ihre Cousine mit überwallender Zärtlichkeit und die Gräfin schloß die junge Waise weinend in ihre Arme. Nur Leila zeigte in ihrem bronzefarbenen Gesicht die weißen, spitzen Zähne, aber ihr Lächeln war so gutmüthig, daß es unmöglich Angst einflößen konnte. Vom ersten Moment an fühlte Therese, daß sie ihre Verwandten lieben würde, und ihre Ahnungen erschienen ihr jetzt einfältig und überspannt. Dies gestand sie Raimond noch am selben Abend ein, als er Madame de Saint-Maurice seine Aufwartung machte.

Die beiden jungen Mädchen saßen zusammen im Salon, während Madame de Saint-Maurice in einem Lehnstuhl lag. Kein Augenblick war seit ihrer Abreise aus der Heimath vergangen, wo sich die Gräfin nicht über irgend etwas zu beklagen gehabt hätte. Den Lieutenant empfing sie mit einer liebenswürdigen Vertraulichkeit, als habe sie ihn sein Lebenlang gekannt: „Seien Sie mir willkommen, lieber Neffe, und entschuldigen Sie, wenn ich sitzen bleibe, aber seit Wochen bin ich vollständig aus dem Gleichgewicht gebracht. Ihre entsetzlichen Schiffe haben mich so durchgerüttelt, daß mir heute noch zu Muthe ist, als sei ich auf einer Schaukel, und so oft ich aufrecht stehe, dreht sich alles mit mir im Kreise herum.... Sie sehen Ihrem Vater, den ich aus den Augen verlor, als er in Ihrem Alter stand, sehr ähnlich.... Darf ich Sie meiner Tochter, Ihrer Kousine Lydia, vorstellen?“

Raimond drehte sich nach der Seite um, wo Fräulein de Saint-Maurice saß, und starrte fast unbeweglich auf das Mädchen hin, so betroffen war er von ihrer Schönheit. Er vergaß alles außer ihr und betrachtete sie mit verzehrenden Blicken. Sie war groß, mit der ganzen gazellenartigen Schlankheit ihrer sechzehn Jahre, aber breitschultrig und schon voll entwickelt; eine frühreife Frucht, die von einer tropischen Sonne gezeitigt war. In ihrem weißen Gesichte, das an eine Kamelie erinnerte, funkelten ein Paar tiefschwarze, von langen Wimpern umschattete Augen. Zwischen den purpurrothen Lippen des kleinen Mundes hervor leuchteten zwei Reihen perlengleicher Zähne und ihr rundes, mit einem Grübchen versehenes Kinn verlieh ihrer Physiognomie einen entzückenden Ausdruck von kindischem Trotz. Händchen und Füßchen waren die einer Kreolin, die gewohnt ist, sich bedienen und tragen zu lassen, ohne selbst einen Finger dabei zu rühren oder einen Fuß auf den Boden zu setzen. Dennoch strömte ihre ganze Persönlichkeit Leben aus, und einmal von der Leidenschaft fortgerissen, mochte sich diese träge Natur zu vollem, energischem Handeln aufschwingen.

Zu ihr bildete Therese einen Gegensatz, wie man sich ihn größer nicht vorstellen kann. Mit einfach geordnetem, blondem Haar, sanften blauen Augen und einer kaum entwickelten Figur, machte sie noch ganz den Eindruck eines Kindes. Zartheit, fast Schwäche zeigte sie, wo die andre in ihrer üppigen Kraft erschien. Als Lydia auf die verlegene Begrüßung ihres Vetters lächelnd und mit einem Wohlklang in ihrer tiefen Stimme antwortete, der den jungen Mann bis in sein Innerstes erregte, erhöhte sie seine Verwirrung noch. Dieses weiche, einschmeichelnde Organ, das sein Ohr wie der harmonische Klang eines Cellos berührte, entzückte ihn, aber es war nicht die Stimme eines jungen Mädchens, es waren die Töne des reifen, leidenschaftlichen Weibes.

Ploerne ärgerte sich über sich selbst, daß er sich so schnell und vollständig gefangen nehmen ließ; er bäumte sich mit aller Macht dagegen auf, predigte sich Vernunft und sagte sich, daß zu einer solchen Erregung keine Veranlassung vorliege. Therese sprach lebhaft in ihn hinein, aber er vernahm nur das Geräusch von Worten, ohne deren Sinn zu verstehen. Trotz aller guten Vorsätze blieb er unter dem Bann der hinreißend schönen Kreolin, die ihn mit ihren rothen Lippen und ihren berückenden Augen anlächelte. Endlich faßte er sich etwas, als sie eine Frage an ihn zu richten begann: „Sind Sie auf Ihren Reisen nie in die Nähe der Insel Martinique gekommen? Dann hätten Sie uns doch wohl aufgesucht, oder hatten Sie vergessen, daß Verwandte von Ihnen dort lebten?“

Er erwiderte, daß er vor dem Kriege Fahrten nach der afrikanischen Küste und nach den Gewässern von Senegal mitgemacht habe, daß ihn der Zufall seines Berufes jedoch nie in das Bereich der Antillen geführt habe. Er hätte aber bestimmt auch dorthin eine Reise gemacht, wenn er das Vergnügen ihrer Bekanntschaft schon früher gehabt hätte; der Zauber, den sie auf ihn ausübe, würde ihm keine noch so abschreckende Aufgabe als zu schwer haben erscheinen lassen, wenn es die Möglichkeit gegeben hätte, in ihre Nähe zu gelangen. Seine Blicke sagten bei diesen Worten so viel, daß ihn Therese erstaunt anschaute. Lydia jedoch blieb vollständig ruhig und ließ sich in keiner Weise durch diese untrüglichen Anzeichen seiner Bewunderung aus der Fassung bringen; vielmehr fuhr sie fort, ihn mit ihrem vollen Mund und ihren magnetischen Augen herausfordernd anzulächeln.

„Lieber Neffe,“ sagte Madame de Saint-Maurice, „Sie wissen wohl, daß wir im Hotel absteigen und uns dann eine Wohnung in der Stadt suchen wollten; unsre kleine Therese ließ es aber nicht zu; sie will, daß wir bei ihr bleiben.“

„Damit, liebe Tante, hat sie auch vollkommen recht,“ erwiderte Raimond, „und ich kann sie gar nicht genug in dieser Absicht unterstützen.“

„Ich bin so erschöpft von der gräßlichen Reise, daß ich die Schwachheit hatte, ihre Einladung vorderhand anzunehmen; ich möchte aber niemand zur Last fallen, und erst nach einigen Tagen, wenn ich die Sache reiflich überlegt habe, werde ich eine definitive Entscheidung treffen.“

Diese Entscheidung, die man traf, war dann auch die, daß man in dem Heime der Nichte verblieb. Die Gräfin gab bei diesem Entschlusse mehr den Bitten der andern Gehör, denn die Aussicht, einem großen Haushalt vorstehen zu müssen, war durchaus nicht nach dem Geschmack der trägen Südländerin. Ploerne behauptete jedoch, daß für Therese eine Gefahr in der Vereinsamung läge, Lydia erklärte, daß man unmöglich eine schönere Wohnung als die Villa Letourneur finden könne, und Therese hat so herzlich, daß Madame de Saint-Maurice, trotzdem sie noch immer über die unausstehliche Kälte in Paris jammerte, sich für dauernd in der Villa einrichtete und deren Leitung übernahm.

Oder vielmehr sie gab ihr Amt an ihren weiblichen Minister, an die Mulattin Leila ab, die vom ersten Tag an zeigte, welche Autorität sie sich in dem Hause ihrer Herrin zu verschaffen im stande war.

Leila hatte mit einer durch den Tod der Frau Letourneur und durch Thereses Apathie ganz aus Rand und Band gerathenen Dienerschaft zu thun, welche die im Hauswesen eingerissene Anarchie in vollen Zügen genoß. Die guten Leutchen hatten sich in wenigen Wochen daran gewöhnt, nur das zu thun, was ihnen beliebte, und da sie sich über dieses Belieben nicht immer untereinander einigen konnten, so war bald von irgendwelcher Pünktlichkeit oder Regelmäßigkeit in ihren Dienstleistungen keine Rede mehr.

Die Schwarze, die am Abend ihrer Ankunft im Dienstbotenzimmer nicht wenig gehänselt worden war und die nur ein Lächeln als einzige Antwort auf all die Spöttereien gehabt hatte, brachte auch die Widerspenstigsten in wenigen Tagen zum Schweigen. Sie bewies den Weißen, daß auch die Schwarzen Talent zur Tyrannei haben, wenn sich ihnen nur die Gelegenheit dazu bietet. Was nicht gehorchen lernte oder sich nicht unter ihrem Joche zu beugen verstand, wurde ohne weitere Umstände, ohne Lärm, im Handumdrehen vor die Thüre gesetzt.

Von da ab spielte die Mulattin in uneingeschränkter Machtausübung Vorsehung über das Geschick der Jungfern, Kutscher und Diener im Hause. Niemand im Hause wagte vor ihr zu mucksen, und sie, die man erst im Spott „die Mohrin“ gescholten hatte, wurde nun mit gewünschter Ehrerbietung „Madame Leila“ genannt. Diese schwarze Despotin gab die Zügel ihres Regimentes nur vor einer einzigen Person aus den Händen, vor Lydia, deren Amme sie gewesen war. Alles was Lydia that oder sagte, war gut. Jede Kritik hörte bei dieser klugen und lustigen Frau auf, wenn es die Launen und selbst die unvernünftigsten derjenigen galt, die sie demüthig ihre „Gebieterin“ nannte, und Leilas Unterwürfigkeit Lydia gegenüber grenzte an Fanatismus. Sie war in des Wortes ureigenster Bedeutung die Sklavin des jungen Mädchens. Lydia hätte Mord oder Diebstahl von ihr verlangen können, sie hätte beides ihr zu Gefallen vollführt, und zwar ohne zu zaudern. Stundenlang konnte sie in Lydias Schönheit versunken stehen, stundenlang das junge Mädchen in der Hängematte schaukeln und ihr die Lieder ihrer Heimath singen, nur um bei ihr sein und sie sehen zu dürfen.

Gegen Therese hegte sie von der ersten Minute an einen geheimen Groll, denn Leila war über die materielle Stellung Fräulein Letorneurs empört, die, im Besitz der Villa und des ganzen großen Vermögens, das Uebergewicht im Hause hatte. Leila dachte beständig über diese Ungerechtigkeit nach: „Sollte nicht Lydia, welche die Schönere ist, auch die Reichere sein? Die andere ist gerade gut genug, um meine Gebieterin zu bedienen. Man braucht sie ja nur nebeneinander zu sehen, um den Unterschied sofort herauszufühlen. Mein Liebling ist eines Fürsten werth, für ihre Kousine paßt höchstens ein Mann des Erwerbs.“ Arbeiten war der Inbegriff alles Niedrigen und Gemeinen für die Schwarze, die nie etwas andres von ihrer Herrschaft gehört hatte, als daß Arbeit mit Sklaverei gleichbedeutend sei. Geld haben und nichts thun, das machte den hochstehenden Menschen.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Küche.

Eine vorzügliche Suppe bereitet man folgendermaßen: Alles, was von Gemüsen zu haben ist, wird gut verlesen und rein gewaschen; alle Gemüse zu gleichen Theilen werden so fein wie möglich gehackt: z. B. Weißkohl, Rothkohl, Wirsingkohl, Sellerie, Schwarzwurzeln, Karotten, Kohlrabi, Blumenkohl, Zwiebeln, Petersilienwurzel etc. und einige Kartoffeln. Diese fein geschnittenen oder gehackten Gemüse gibt man nach und nach in kochendes Wasser, thut Bouillon oder Butter hinzu und läßt Alles drei bis vier Stunden kochen. Wenn man die Gemüse weich und die Suppe von gewünschter Consistenz findet, fügt man noch ein Stückchen Butter und das nöthige Salz hinzu und läßt die Suppe noch einmal aufkochen. Abfälle von Braten kann man zu dieser Suppe sehr gut verwenden.

Weißes Kalbsricassée. Das Kalbfleisch wird in Salz und Wasser gar gekocht, ein Kochlöffel Mehl in Butter angedünstet und mit der Fleischbrühe angerührt. Nachdem man es gesalzen, Muskatnuß, einige Blättchen Thymian und eine Hand voll fein gehackte Petersilie dazu gegeben, läßt man das Fleisch noch 5 Minuten durchkochen. Beim Anrichten kann man ein Eidotter oder zwei bis drei Eßlöffel Rahm durchrühren. Wer Zwiebel liebt, kann solche, klein geschnitten, entweder mit dem Fleische kochen oder mit der Butter dünsten.

Mayonnaise. Vier Eidotter gibt man in eine Kasserolle, dann fügt man unter stetem Umrühren recht langsam vier Eßlöffel feines Olivenöl und vier Eßlöffel weißen Essig hinzu. Nun stellt man das Gefäß in ein anderes mit Wasser gefülltes und läßt letzteres über dem Feuer in's Kochen kommen, indessen man die Masse beständ